

Nr. 71. Bromberg, den 2. August 1924.

Der Tod kehrt im Hotel ein.

Roman von Sven Elvestad.

Einzig berechtigte Übersetzung von Julia Koppel.

(7. Fortsetzung.)

21.

Keiner der Gäste hatte die kleine Szene beobachtet, die sich zwischen Dr. Benediktson und Arran abspielte. Man meinte, Arran sei des Spielens überdrüssig geworden, habe die Improvisation mit einer schneidenden Dissonanz beendet und den Flügel verlassen. Die Gäste, besonders die Damen, brachten Arran wegen seines aparten Wesens viel Interesse entgegen. Darum suchten einige ihn bei der Tür einzufangen und zu veranlassen, sein Spiel, das immer etwas eigenartig Fesselndes hatte, fortzusetzen. Er aber fertigte sie mit einem kurzen: „Bedaure, meine Damen!" ab. Der Ingenieur und der Doktor aber setzten ihre Unterhaltung ruhig fort, als ob nichts geschehen sei. Sie sprachen von Arran, und bevor der Doktor den Saal verließ, sagte er:

„Ich habe diesen seltsamen Menschen schon lange im Verdacht gehabt. Ich glaube er spielt den Halbverrückten und Interessanten in einer bestimmten Absicht, nicht nur, um sich bei den Damen beliebt zu machen. Der mystische Mann mit den großen Stiefeln von heute nacht kann er nicht gewesen sein, aber ich habe trotzdem eine Verbindung zwischen ihm und der schwarzgekleideten Dame festgestellt. Die rostbraunen Flecke an den Fingern —"

„Die Blutflecke", murmelte der Ingenieur und lächelte.

„Na ja", sagte der Doktor mit einem Achselzucken, „es war dieselbe dunkle Farbe."

„Blut aber läßt sich leicht abwaschen", wandte der Ingenieur ein.

„Ich sage ja nur, daß die Flecke Ähnlichkeit mit Blut hatten."

„Es gibt indessen eine andere Verbindung zwischen Arran und der schwarzgekleideten Dame", sagte der Ingenieur, „die darauf deutet, daß sie sich kennen, obgleich sie sich nicht grüßen. Ich habe gesehen, wie sie einen Blick miteinander wechselten, einen fast unmerklichen, aber vielsagenden Blick."

„Das braucht nichts zu bedeuten."

„Zugegeben. Aber es gibt noch mehr. Sie kamen am selben Tage an und vom selben Ort."

„Aus der Hauptstadt, ja. Aber von dort kommen die meisten Gäste, das kann Zufall sein."

„Weiter: Der Portier hat mir erzählt, daß sie beide bestimmte Zimmer im voraus bestellt hatten. Arran telegraphierte, ob er Zimmer Nr. 122 bekommen könne, und bat um Drahtantwort. Und die schwarzgekleidete Dame bestellte ausdrücklich Zimmer 130. Auch telegraphisch, mit Rückantwort. Sie waren also beide über die Verhältnisse des Hotels orientiert und es lag ihnen daran, die bestellten Zimmer zur selben Zeit zu bekommen."

„Wahrscheinlich haben sie hier schon früher gewohnt und kannten die Zimmer."

„Der Portier sagt nein."

„Der Portier ist noch nicht lange hier."

„Ich habe auch Frau Alexandra gefragt. Sie behauptet, diese Menschen noch nie gesehen zu haben. Sie behauptete es sogar auffallend heftig. ‚Nie in meinem Leben', rief sie, ‚habe ich diese beiden Menschen gesehen'."

Der Doktor überlegte eine Weile.

„Vielleicht haben die beiden Zimmer doch ihr Geheimnis," meinte er.

„Vorläufig müssen wir im Auge behalten, daß die Zimmer im alten Teil des Hotels liegen," fuhr der Ingenieur fort, „und zwar in der Nähe des Korridors D."

Bald darauf konnte man sehen, wie der Doktor seinen alten Platz im Liegestuhl unter den Bäumen des Gartens wieder einnahm. Dort hatte er den ganzen Tag gesessen, und er blieb auch noch, als es schon anfing zu dämmern. Man sah seinen Hut über dem grünen Rand der Hecke. Er verkörperte das Bild eines Menschen, der ungestört den Frieden der Ferien und die Süße der Beschäftigungslosigkeit genießen will.

Ingenieur Haller fand den Portier damit beschäftigt, an einer Säule in der Halle, die dafür bestimmt war, eine Mitteilung für die Gäste anzuschlagen. Bekanntmachungen aller Art pflegten dort zu stehen — Abgangszeiten der Züge, gefundene und verlorene Gegenstände, ärztliche Sprechstunden und dergleichen. Diesmal war es eine Warnung, und der Portier schüttelte bedenklich den Kopf, während er das Blatt befestigte.

„Was für unsichere Zeiten!" sagte er.

Die Mitteilung enthielt eine Warnung für Badegäste, sich im Walde aufzuhalten. Wilddiebe trieben sich von neuem herum und hätten auf einen Forstgehilfen geschossen. Die Mitteilung enthielt kein direktes Verbot, im Walde zu spazieren, sie machte die Gäste nur darauf aufmerksam, daß man sich bei dem heimtückischen Krieg zwischen Forstangestellten und Wilddieben gewissen Gefahren aussetzte.

Ingenieur Haller wurde gleich sehr aufmerksam. „Wer hat Ihnen das Plakat gegeben?" fragte er.

„Einer der Förster."

„Ist er schon wieder fortgegangen?"

„Vor einem Augenblick. Aber er kann noch nicht weit sein."

Der Portier eilte zu der offenen Hoteltür.

„Dort steht er noch und pumpt seine Radreifen auf." sagte er.

Der Förster war ein jüngerer Mann in Kniehosen und grüner Forstjacke. Neben ihm stand sein Jagdhund und witterte mit vorgestreckter Schnauze zum Walde.

Ingenieur Hallers Mütze und Stock hingen in der Halle. Er setzte die Mütze auf, zog den Schirm tief über die Augen und trat zu dem Mann, der über sein Rad gebeugt stand. Als der Ingenieur ihm die Hand auf die Schulter legte, richtete er sich hastig auf und machte solch heftige Bewegung des Wiedererkennens, daß er das Rad fast umgerissen hätte. Der Jagdhund knurrte.

Der Ingenieur sagte:

„Vorsicht. Ich bin hier inkognito."

Der Förster konnte seine Erregung kaum verbergen.

„Soeben komme ich vom Telegraphenamt", sagte er, „wo ich ein Telegramm an Sie aufgegeben habe. Und plötzlich stehen Sie da, zwei Tagereisen von der Hauptstadt entfernt."

„Tun Sie, als ob Sie mich nicht kennen. Wir könnten von den Hotelfenstern aus beobachtet werden."

Er machte eine Armbewegung, als ob er nach einem Wege in der Umgebung fragte. Der Förster nickte.

„Kommen Sie mit," sagte der Ingenieur.

Sie gingen zusammen über die Landstraße, der Förster führte sein Rad.

Als sie sich so weit vom Hotel entfernt hatten, daß man sie von dort nicht mehr sehen konnte, sagte der Ingenieur:

„Ich heiße Ingenieur Haller, merken Sie sich das bitte. Ich habe schon seit einigen Tagen hier gewohnt und erwar-

tete nicht, einen alten Bekannten zu treffen. Wollen Sie nach Hause fahren?"

„Ja, mein Haus liegt tief drinnen im Walde."

„Ich begleite Sie."

„Und ich habe Ihnen viel zu erzählen," sagte der Förster. Plötzlich blieb er stehen und rief:

„Gott sei Dank, daß Sie da sind!"

„Ist es so ernst?" fragte der Ingenieur.

„Ja, ich bin in Lebensgefahr," antwortete der Förster.

22.

Nachdem die beiden Freunde ungefähr eine Stunde durch den Wald gegangen waren, kamen sie zu der Försterei, einem kleinen, weißgekalkten Hause, das idyllisch in einem Blumengarten lag.

Die beiden Freunde verweilten plaudernd vor dem Hause. Die Haushälterin, eine ältere Frau mit weißer Haube, kam heraus und begrüßte sie. Sie erhielt Bescheid wegen des Abendessens und verschwand wieder.

Vor dem Garten war eine Lichtung, wo Vieh und einige Pferde grasten.

„Das gehört zu meiner Pacht", erklärte der Förster, „dort drüben aber beginnt der Wald wieder und erstreckt sich meilenweit in alle Himmelsrichtungen. Von hier kann man bei Tage die Türme des herrschaftlichen Schlosses sehen, jetzt aber ist es zu dunkel. Zurzeit ist es hier still und einsam, wenn aber die Jagd beginnt, ist hier Leben genug."

„Viel Wild scheint in diesem Walde zu sein," meinte der Ingenieur, „der Hund witterte die ganze Zeit die Nähe des Wildes."

„Ich habe im letzten Jahre durch Wilddiebe drei Hunde verloren," sagte der Förster. „Eine seltsame Mischung von Hunger und Rachsucht treibt diese Leute."

Die beiden Freunde machten einen Rundgang durch den Hof. Der Förster sagte seinen Leuten guten Abend. Sie hatten schon Feierabend gemacht und saßen mit der Pfeife im Munde. Er fragte einen von ihnen:

„Ist der „lahme Jörgen" hier gewesen? Wir begegneten ihm im Walde."

„Nein," antwortete der Gefragte. „Jörgen ist vor ungefähr einer Stunde mit Viksa hier vorbeigekommen, aber er sprach nicht vor."

„Der lahme Jörgen?" fragte der Ingenieur, als sie bald darauf in der gemütlichen Stube des Försters beim Abendessen saßen. „Ist das der Mann, dem wir im Walde begegneten?"

„Ja, ich wollte im Walde nicht von ihm sprechen, man weiß nie, wer hinter den Bäumen lauscht."

„Der Mann sah ungemütlich aus, wie er plötzlich aus dem Walddickicht auftauchte. So habe ich mir immer einen Wilderer vorgestellt, so scheu und still, mit fast lautlosem Gang."

„Er gehört zu unseren Leuten" erklärte der Förster, „aber es ist nicht immer so gewesen. Zur Zeit meines Amtsvorgängers war er Schmied im Dorfe und damals betrieb er sicher Wilddieberei im großen. Aber er war so gerissen, daß es unmöglich war, ihn zu fassen. Da schlug mein Vorgänger vor, daß man ihn als Waldhüter anstellen sollte, wie man ehemals gefürchtete und schlaue Verbrecher der Polizei einverleibte. Der Gutsherr ging auf den Scherz ein, und nun ist der lahme Jörgen Waldhüter und zwar der beste, den wir haben. Jetzt ist er von den Wilderern ebenso gefürchtet, wie seinerzeit von seinen Verfolgern. Mehrmals ist er von Wilderern angegriffen worden, einem Schuß aus dem Hinterhalt hat er sein lahmes Bein zu verdanken. Ich habe eigentlich keinen Grund, ihm zu mißtrauen, trotzdem kann ich mich nicht an sein Wesen gewöhnen. Es ist, als ob er den alten Verbrecher noch nicht recht abgestreift hat, er ist immer schweigsam und geht einem stets scheu aus dem Wege."

Der Ingenieur zog sein Notizbuch und machte einige Aufzeichnungen.

„Nun habe ich schon einen guten Überblick," sagte er, „hier habe ich einen Riß über die ganze Domäne mit den Waldwegen und den Förstereien. Vier sind es, wie ich sehe. Wo liegt die Hütte des lahmen Jörgen?"

Der Förster zeigte mit dem Finger auf der Zeichnung:

„Dort," sagte der Förster, „nicht gar zu weit vom Hotel."

„Und hier haben wir das Dorf in der Nähe des Bahnhofes. Dort muß man vermutlich die meisten der Wilderer suchen?"

Der Förster zuckte die Achseln.

„Das ist nicht gut zu wissen," meinte er, „da ist ja auch der Strand mit den Fischerhäusern. Die Hütten liegen sehr verstreut, man kann von einer zur anderen schwerlich einen Schuß hören, so daß ein Wilddieb von weit her kommen und wieder verschwinden kann, ohne von jemandem gesehen worden zu sein."

Der Ingenieur las seine Aufzeichnungen durch

„Forstgehilfe Enevold wurde also am 16. März aus dem Hinterhalt erschossen," sagte er. „Ist man sicher, daß es kein Fehlschuß war?"

„Ganz sicher. Der Gutsherr war allerdings am selben Tage auf der Jagd, die Jagdgesellschaft aber war gar nicht in die Nähe der Stelle gekommen, wo der Unglückliche gefunden wurde. Die Ortspolizei möchte es allerdings so hinstellen, als ob es ein Fehlschuß gewesen sei. Sie wissen, wie solche Dorfpolizei ist, ein alter, abgedankter Trottel hat die Sache zur Behandlung gehabt."

„Und am vorigen Dienstag, als Sie sich auf dem Heimwege befanden, wurde also auch auf Sie geschossen. Die Uhr war ungefähr zehn, und Sie wollen gehört haben, wie die Kugel dicht an Ihrem Kopf vorbeipfiff?"

„Ganz recht."

„Ich habe mir die Zeitangabe notiert, um mein Gedächtnis zu unterstützen. Warum aber meinen Sie, daß es ein Wilddieb war, der auf Sie geschossen hat. Es liegt doch nicht im Interesse dieser Herren, die Gemüter zu beunruhigen."

„Das hängt mit dem Tode des Forstgehilfen zusammen," erklärte der Förster, „ich habe nämlich persönlich allerhand Nachforschungen in der Sache angestellt und Leute sowohl im Dorfe wie in den Fischerhütten verhört. Obgleich ich ganz im stillen operiert habe, war es natürlich doch nicht zu vermeiden, daß es bekannt wurde . . . oh, Sie ahnen nicht, wie diese Menschen zusammenhalten. Von den meisten kann man gar nichts Böses sagen, im Gegenteil, es sind strebsame und ordentliche Leute, und dennoch, wieviel Verstocktheit ist mir überall begegnet, ein ängstliches Ausweichen, nur ein Ja, Ja oder Nein, Nein. Ich weiß nicht einmal, ob irgend jemand irgend etwas weiß, es ist, als ob man in dickem,feuchtem Nebel herumtappte. Der Schuß am Dienstag hat mir jedenfalls die Gewißheit gegeben, daß ich gefürchtet bin und die Richtigen in Unruhe versetzt habe. Gleichzeitig aber hat er mich davon überzeugt, daß mein Leben bedroht ist, und in meiner Hilflosigkeit habe ich mich entschlossen, nach Ihnen, meinem alten Freunde, zu telegraphieren. Nicht wahr, Sie wollen mir helfen? Ich ahnte nicht, daß Sie bereits hier waren, daß Asbjörn Krag schon zur Stelle sei. Nicht wahr, so darf ich Sie jetzt, wo wir allein sind, doch nennen."

Der so Angeredete war an den Kamin getreten, wo große Holzkloben lustig brannten und prasselten. Der Förster ging aufgeregt im Zimmer hin und her.

„Es ist eine seltsame Gegend", sagte Asbjörn Krag, „ich kehre in das große Hotel ein, um eine bestimmte Affäre von internationalem Charakter zu verfolgen. Diese Affäre aber wird von mystischen Ereignissen ganz in den Schatten gestellt, die sich in meiner Nähe abspielen und wobei ein Toter die Hauptrolle gibt."

Halblaut und wie zu sich selbst fügte er hinzu:

„Und ganz unerwartet werde ich in eine neue Sache verwickelt, von jener trüben Art, die stets Mord und Lebensgefahr im Gefolge hat. Hier ist ein großes Hotel von europäischen Dimensionen, internationale Gäste, Ferienflirt, aber hier sind auch öde Waldstrecken, ein langer, schwermütiger Strand, einfache, primitive Menschen — alles ist durchwebt von rätselhaften Ahnungen, von kommendem Unglück und Verbrechen. Sogar das Wetter scheint beklemmende Vorahnungen zu enthalten. Woher kommt diese anhaltende, boshafte Kälte? Wir hätten schon längst Sommer haben müssen. Heute abend ist es wieder kalt."

Er wärmte seine Hände über der Glut. Plötzlich brach er ab.

„Ich muß ins Hotel zurück. Kann ich einen Wagen bekommen?"

„Natürlich. Ich werde Bescheid sagen. Aber warum wollen Sie nicht hier übernachten?"

„Nein, ich muß ins Hotel zurück."

„Ich werde Bescheid geben und Sie begleiten."

Der Förster stand schon mit dem Türdrücker in der Hand, als Krag ihn mit folgender Frage zurückhielt:

„Kennen Sie den Naturforscher Arran?"

(Fortsetzung folgt.)

Eine wahre Geistergeschichte.

Von Jerome K. Jerome.

Charles und Miwanway, zwei törichte Kinder, waren auf der Hochzeitsreise. Sie hatten sich ineinander verliebt, sich gleich verlobt und verheiratet, trotzdem sie die Kinderschuhe kaum ausgetreten hatten. Den ersten ihrer Honigmonde verbrachten sie in New-Forest, und dies war der erste Fehler. Ein kurzer Aufenthalt in Paris oder Rom wäre jedenfalls wünschenswerter gewesen, denn in der Waldeinsamkeit fanden sie keinerlei Ablenkung und Zerstreuung, kein anderes Thema, als die Beteuerung ihrer Liebe, und

nachdem sie diese einander hunderttausendmal wiederholt hatten, begannen sie an den langen Abenden zu gähnen und sich furchtbar zu langweilen. Der zweite Fehler wurzelte in der Überschwänglichkeit Charles', der nach der Verlobung seine Braut gebeten hatte, seine Liebe auf die Probe zu stellen. Er schien an Drachen zu denken, die von tapferen Rittern getötet wurden, und auf Miwanway schien diese Liebesprobe einen starken Eindruck zu machen, aber da es unglücklicherweise — für den todesmutigen Charles natürlich — keine Drachen mehr gibt, mußte ein Drachenersatz gesucht werden.

Miwanway zog ihre älteste, ledig gebliebene Schwester zu Rate, und diese schlug vor, Charles möge ein Rauchopfer bringen, das heißt, er möge dem Rauchen für alle Zeiten entsagen. Charles, der ein leidenschaftlicher Pfeifenraucher war und der seine kurze Meerschaumpfeife immer in der Brusttasche zu tragen pflegte, versagte diesem Rate seine Zustimmung. Er wollte ein für allemal eine Heldentat vollführen, die Herkules oder Theseus Ehre gemacht hätte, nicht ein tägliches, stündliches und dabei ruhmloses Opfer bringen. Doch Miwanway, die zarte Nerven und schneeweiße Spitzenvorhänge hatte, wollte von keiner anderen Liebesprobe hören und Charles mußte sich unterwerfen. Er hatte also nicht einmal mehr seine Pfeife, um die Langeweile zu vertreiben und so gähnte und seufzte er an den langen Abenden, was sich für einen Ehemann im ersten Honigmond ebensowenig schickt, wie Tränen und trotziges Schmollen für ein junges Frauchen. Die beiden wußten wenig vom Leben, noch weniger von einander, am wenigsten aber kannten sie sich selbst und so zog ein Frühsommergewitter an ihrem Ehehimmel herauf, das sich in Donner und Blitz und wahren Sturzbächen von Tränen entlud. Zum Unglück war eines Tages das Mittagessen schlecht gewesen, zum größeren Unglück hatte Charles sich darüber beklagt, und zum allergrößten Unglück hatte Miwanway dies so übel genommen, daß sie sich für die unglücklichste aller unverstandenen Frauen erklärte; und da ihr Gatte sie nicht länger unglücklich machen wollte, schlug er ihr eine Trennung vor, zu der sie bereitwillig ihre Zustimmung gab. Einen Tag nach diesem Ungewitter schiffte sich Charles auf einem Dampfer, der nach dem Kap der guten Hoffnung fuhr, ein, und Miwanway kehrte in ihr Elternhaus zurück.

Acht Tage später scheiterte der Dampfer, auf dem Charles sich eingeschifft, nahe bei der Küste von Portugal und alle Passagiere waren als untergegangen gemeldet. Als Miwanway den Namen ihres Mannes in der Verlustliste las, fiel sie in Ohnmacht, und als sie aus dieser erwachte, war das kindische Weibchen in ihr erstorben und sie war zum Weibe gereift, das seine Torheit und seinen Leichtsinn bitter bereute. —

Glücklicherweise aber ward Charles mit noch einigen Gefährten gerettet und auf einem Kauffahrer nach Algier gebracht. Er hütete sich, seine Todesnachricht zu dementieren, denn da er überzeugt war, daß Miwanway ihn nicht liebte, wollte er ihr nicht länger im Wege stehen, ein neues Glück zu suchen. Er setzte also seine Reise nach dem Kap fort und fand dort eine sehr einträgliche Stellung. Jahre vergingen in beständiger Arbeit, die seine ganze Zeit ausfüllte. Doch je mehr Zeit verging, um so mehr sehnte er sich nach seiner Frau zurück. In der verklärenden Ferne verschwanden ihre Fehler, er sah nur ihr kindlich unschuldiges Wesen, ihre anmutige Schönheit vor sich und verwünschte seine Torheit, ein so reizendes Frauchen verlassen zu haben. In einer Sommernacht hatte er einen so lebhaften Traum, daß er einer Vision glich. Er befand sich auf einer ins Meer ragenden Felsenklippe, auf der er einst Miwanway zum erstenmal begegnet war, und hier trat sie ihm in verklärter Schönheit, aber totenbleich entgegen, reichte ihm die Hand und sagte, ihn wehmütig anblickend: „Lebe wohl für immer!"

Charles Seabohn hatte nie an Telepathie geglaubt, nun aber war er überzeugt, daß diese Erscheinung eine schlechte Vorbedeutung hatte. Er beschloß also, mit dem nächsten Dampfer seine Heimreise anzutreten. Ehe er sich aber einschiffte, hatte er eine zweite Vision. Er befand sich in der Kapelle, in der sie getraut worden waren, und Miwanway lag in ihrem weißen Brautkleide aufgebahrt, mit Kränzen bedeckt und der alte Pfarrer, der sie getraut hatte, betete an ihrem Sarge. Als Charles erwachte, hatte er die Hoffnung, seine Frau noch lebend anzutreffen, aufgegeben, doch wollte er heimkehren, um auf den Felsenklippen des Fischerdorfes, in dem sie ihre Flitterwochen verbracht, seinen Erinnerungen nachzuhängen. Einige Wochen später erschien in dem Dorfwirtskrug ein sonnengebräunter Fremdling, der sich Charles Denning nannte und bat um ein Zimmer, das er für einige Wochen mietete. Trotzdem es schon dämmerte, wanderte er zu den Klippen hinaus, um die alten Erinnerungen aufzufrischen. Als er die erste Klippe erreichte, sah er die schlanke Gestalt Miwanways vor sich stehen. Ihr Gesicht war sehr bleich und ein schwermütiger Zug lag um den einst so lachlustigen Mund, doch erkannte er sie auf den ersten Blick. Mit angstvollem Herzklopfen wartete er, ob die Erscheinung ihn ansprechen würde, doch blickte sie ihn nur mit traurigen, weitgeöffneten Augen an und verschwand dann im Dunkel der Klippen. Hätte er bei seiner Rückkunft sich noch in der Wirtsstube aufgehalten und dem redseligen Wirt Gelegenheit gegeben, ein wenig zu plaudern, so würde er erfahren haben, daß eine junge Witwe, Mrs. Seabohn, kürzlich hierher übersiedelt war, wo sie einst so glücklich gewesen; sie bewohnte mit einer älteren Schwester das Häuschen, in dem sie einst ihre Flitterwochen verlebt hatte, und ging jeden Abend an den Strand hinaus, um ihren Träumen nachzuhängen. Doch Charles war nicht gestimmt, mit jemandem zu sprechen und zog sich sogleich in sein Zimmer zurück. — Miwanway aber war abends nach Hause geeilt und warf sich ihrer Schwester in die Arme.

„Was ist geschehen — du zitterst ja wie Espenlaub?", rief diese erschrocken.

„Ich habe den Geist meines Mannes gesehen, o Margaret, er stand auf jener Klippe und sah mich so furchtbar traurig an!" —

„Liebes Kind," sagte Margaret, „deine Nerven sind überreizt, du solltest diese einsamen Abendspaziergänge, die dich aufregen, unterlassen, ich habe es dir längst gesagt!" —

„Ach, es würde mir ja unendlich wohltun, wenn er wiederkäme und ich seine Verzeihung erlangen könnte!"

Als die beiden Geister einander nächsten Abend wieder begegneten, fragt Miwanway mit zitternder Stimme:

„Charles, kannst du mir verzeihen? Ich war ein törichtes Kind und habe meinen Irrtum schwer gebüßt!"

Charles konnte nichts anderes tun, als der Erscheinung seiner geliebten Frau zu Füßen zu fallen und sie seiner innigsten Liebe zu versichern, und das tat er auch. Als sie aber zu ihm hinabblickte, blieb ihr Auge an einem Gegenstande hängen, der neben ihm im Grase lag: es war eine kurze Meerschaumpfeife, die ihm aus der Tasche gefallen war. Da stieß Miwanway einen Freudenschrei aus. *Geister rauchen keine Pfeifen!* — Im nächsten Augenblick lag sie weinend und lachend an seiner Brust, und er fühlte es an ihren Küssen, daß sie nichts weniger als ein blutloses Gespenst war. — Als sie eine halbe Stunde später Arm in Arm heimkehrten und Margaret die Schwester an der Seite des Totgeglaubten erblickte, schlug sie die Hände zusammen und rief: „Alle guten Geister . . ." „Loben Gott den Herrn, der sie wieder zusammenführte, für immer und ewig," — ergänzte Charles, sie in die Arme schließend. — —

Das Sternenschicksal der Erde.

Von Herbert Härtel-Quirl.

„Unsere Erde, der Schauplatz unserer Weltgeschichte, der Mittelpunkt unseres Denkens und Handelns, ist ein kleines, dunkles Sternchen, das zwischen gewaltigen, leuchtenden Sonnen still seine Kreise zieht." (Walther.)

Es war nicht immer so. Es gab Zeiten, da unsere Erde strahlte und flimmerte, so schön vielleicht, wie jetzt unsere Venus als Abendstern — aber es wird auch nicht immer so bleiben auf Erden. Es werden Zeiten kommen, da das, was wir heute Erde nennen, nichts weiter sein wird, als ein großer Weltfriedhof mit all seinen Grabsteinen eines einstigen blühenden Lebens. Und das ist das Sternenschicksal unserer Erde.

Die Erde ist von der Sonne geboren, und diese sorgt noch heute wie eine Mutter für ihr Kind. Doch beide sind älter geworden, sehr viel älter. Aber unser Sonnenkind hat noch viele, viele Geschwister, die ihm recht unähnlich sind. Da gibt es welche, die sind noch recht jung geblieben, trotz ihres Alters, sie altern langsam, und es gibt welche, die sind vor Alter schon todesstarr geworden. Das kommt davon, daß manche recht große Kinder waren und manche recht klein bei ihrer Geburt, und den Großen konnte das Alter nichts anhaben, um so viel mehr den Kleinen. Wir Menschen aber blicken auf zum Sternenzelt und lernen an den einzelnen Sonnenkindern, wie unsere Erde in der Jugend aussah, und — wie sie einst sterben wird.

Als unsere Erde sich von der Sonne trennte, um ihren eigenen Weg zu gehen, da war sie wohl noch ein Nebelball glühenden Gases, der wie ein rechter Brausewind hinaustanzte in den dunklen Weltenraum. Aber es fror ihn da draußen — nach einer Reihe von Jahrmillionen. Er wollte sich ganz klein machen. Wie wir es tun, wenn wir frösteln und uns eng zusammenhocken, so taten es die allerfeinsten Stoffteilchen des Gasballes. Es entstand in seinem Innern ein dichter Kern, und nur außen herum blieb ein leichter Dunstkreis. Dafür erstrahlte unser Sonnenkind in blendend weißem Lichte, wie jetzt der Hundsstern (Sirius) am südlichen Nachthimmel in den schwülen Hundstagen. Im Innern war's ihm recht schön warm, nämlich 12000 Grad

Celsius — 120 mal so heiß als siedendes Wasser — oder noch besser: wenn wir unseren Mond da hineinwerfen würden, so verdampfte er augenblicklich zu einem leuchtenden Rauchwölkchen.

Aber die Kälte des Weltenraumes setzte ihm immer mehr zu. Unser Sonnenkind fing an zu weinen — ganz wie unsere Kinder. Glühende Riesentränen fielen von seinem dunstigen Rande in sein dichtes Inneres — es löste sich ganz in Tränen auf. Es wurde ein glühendes Meer, das seine ehemalige Weißglut verlor und nur noch mit gelbem Glanze das All erleuchtete. Es hatte auf einmal dasselbe Gesicht wie seine Mutter, die Sonne, heute. Und das alles, weil es im Vergleiche zu ihr so winzig klein ist — wie ein Stecknadelkopf von einem Millimeter Dicke zu einem Gummiball von elf Zentimeter Durchmesser — und deshalb nicht soviel Kälte vertragen konnte. Wäre es doch größer gewesen, denn nun bekam es gar noch greuliche Flecke ins Antlitz. Sonnenflecke nennen sie die Himmelsforscher bei seiner Mutter. Wie sich glühendes Eisen allmählich rot und immer dunkler färbt, je mehr es erkaltet, so ging es unserer Erde, als sie erst einmal ein paar jener Flecken aufwies. Die Bildung dunkler Stellen nahm zu. Ihre Oberfläche fing an zu verschlacken. Ihr gelber Glanz verfärbte sich — bis er in tiefdunkelstem Rot verglomm.

Eine dunkle, erloschene Sonne rollte sie durch den finsteren Raum.

Aber ihr Inneres brodelte und kochte und ihre Oberfläche war trügerisch weich, wie die zähen, braunen Massen eines sumpfigen Moorbodens. Noch heute zeigt uns dieses Angesicht ein Bruder unserer Erde. Es ist der Planet Jupiter.

Doch die Entwickelung schritt immer weiter fort. Die ersten Runzeln und Falten durchfurchten das glatte Gesicht des einst so strahlenden Sonnenkindes. Es verkrustete. Aber seine Mutter ließ es nicht im Stich. Sie schickte ihm die wärmenden Strahlen durch das Weltall — und da begann ein neuer Abschnitt in seinem Sein. Es erwachte Leben auf der Erde. Was es war und wie es aussah, das wissen wir nicht, aber daß es Leben selbst war, das ist gewiß. Urzeit wird die Spanne des Weltgeschehens, an deren Ende das Leben begann, von den Forschern der Erdgeschichte genannt. Wie lange die Urzeit gedauert hat, das kann kein Mensch sagen. Und wieder eine für unsere Begriffe völlig unfaßbare Zeit, vielleicht 1000 Millionen, vielleicht auch 100 Milliarden Jahre, mag es gedauert haben, bis das Leben auf der Erde die Formen annahm, die uns als versteinerte Reste irgendwelcher lebensfähiger Wesen in den längst begrabenen Erdschichten jener Zeit erhalten sind. Wir haben wohl ziemlich einwandfrei feststellen können, wie alt jene Fundstücke sind. Man schätzt sie auf ungefähr 500 Millionen Jahre. Doch wie lange Zeit sie brauchten, bis sie das wurden, als was sie sich uns zeigen, das wird dem Menschen stets verschlossen bleiben. In der Frühzeit war's, die nach der Urzeit folgte.

Nun hatte die Erde ihre Lebewesen, die sich fort und fort entwickelten. Es kam die Altzeit, in deren ersten 100 Millionen Jahren die Urahnen unserer Fische entstanden. Es wankten bereits ungefähr 200 Millionen Jahre nachher die mächtigen Wälder und wurden von der Erde verschlungen — damit wir heute Steinkohlen haben. Und dann kam jene Zeit, in der den morastigen, mit baumgroßen Sumpfgräsern bestandenen Moorboden jene Tiere zerstampften, deren lächerlich winzige Nachkömmlinge wir im Elefanten und in den aus dem Eise gegrabenen Mammuts sehen. Den Abschluß jener Zeit aber mag das Säugetier (vielleicht ein Urahn unseres heutigen Pferdes) gebildet haben. Und wiederum eine ungeheure Spanne Zeit ist verflossen, bis wir das höchste Glied jener Fortentwicklung auf der Erde antreffen: ein Wesen, das wohl menschenähnlich war, sich aber von den übrigen Tieren durch nichts anderes unterschied, als durch überlegene Klugheit und Gewandtheit. Das ist vielleicht eine halbe bis eine Million Jahre vor unserer Zeitrechnung gewesen. Zu dieser Zeit aber sind verheerende Naturereignisse, gewaltige Eismassen, über die Erde gegangen. Die haben alles, was nicht kräftig war, vernichtet. Allmählich setzte dann ein Vorgang ein, den wir Kultur nennen. Für unser Sonnenkind aber war der Lebensabschnitt gekommen, den wir beim Menschen als „die besten Jahre" bezeichnen. Und das ist unsere Gegenwart.

Wenn auch hin und wieder die Sonnennatur unserer Erde zum Durchbruch kommt, sei es durch tätige, feuerspeiende Berge oder durch Erdbeben, so ist dennoch ihre Kindschaft im Wandel der Zeiten für einen oberflächlichen Beobachter beinahe unerkennbar geworden. Wir kennen ja die Erde nicht anders, uns wird sie sich auch nicht anders zeigen. Aber am Himmel kreisen jene Erdgeschwister, die den Weg der Erde viel schneller gegangen sind — die richten unser Augenmerk auf Lebensabend und Tod.

Mit fahlem, silbernem Halblicht umrollt uns der Mond. Ohne Luft, ohne Wasser, ohne Pflanzen, ohne Tiere — kurzum, ohne Leben ist sein todesstarres Antlitz. Er ist vor langer, langer Zeit den Kältetod gestorben. Er war zu klein und seine Abkühlung ist zu schnell erfolgt. Unsere Erde bekommt noch Wärme genug von ihrer Mutter, der Sonne. Aber deren Tage sind gezählt. In 25 bis 30 Millionen Jahren wird auch sie dunkel durch den Weltenraum reisen. Dann stirbt auch die Erde den Kältetod, doch nicht plötzlich. Regen und Schnee, Frost und Wind, vereint mit der ausgleichenden Naturkraft der Schwere haben vorher das jetzt so wechselvolle Bild der Landschaft in eine weite Ebene verwandelt, auf die Meere übergreifen und den Erdball in weite Wasserwüsten verwandeln. Solch ein Bild gibt uns jetzt der Erdbruder und Planet Mars. Allmählich aber verdunstet das Wasser oder wird von der Erde aufgesogen, dadurch hören die Niederschläge auf, die Lufthülle verschwindet nach und nach — und wer dann noch nicht ersäuft oder verdurstet ist, muß ersticken. Schließlich erlischt die strahlende Mutter Sonne, und — die Erde wird eine leblos starre Öde, wie wir sie heute im Monde sehen.

Viele Millionen Jahre wird die tote Erde um die dunkle Sonne wandeln. Vielleicht vereint sie sich bald mit ihrem Bruder Mond durch Zusammenprall. Aber während sie Kreise auf Kreise um ihre erloschene Mutter zieht, nähert sie sich auch dieser — und stürzt sich einstens in ihre Arme, um mit ihr einem neuen Werden oder späteren Sonnentod entgegenzugehen. Dann wird aber durch die gewaltige Weltkatastrophe zusammenstürzender Sonnen aufs neue aller Explosionsstoff in gasförmigen, glühenden Nebelballen emporgeschleudert werden, in rasendem Tanz sich umkreisen und neue Sonnen und Welten bilden — das ist die Auferstehung der Erde und alles dessen, was auf ihr gelebt und gelitten hat. Dann werden auch wir, die wir in diesem Jahrhundert vergehen werden, wieder irgendein neues Leben beginnen — bedingt durch das Sternenschicksal unserer Erde.

Bunte Chronik



*** Der Beweis.** Eine Wiener Zeitung brachte kürzlich einen Artikel über einen bekannten Wiener Finanzier, der vom Irrsinn befallen wurde. Dabei passierte dem Blatte folgender drolliger Lapsus: „... Nach privaten Berichten soll sich der Vorgang so abgespielt haben, daß B.... nachts auf dem freien Platz vor der Brigittabrücke plötzlich zu schreien begann, er werde alle seine Schulden jetzt bezahlen, und daß auf diese Äußerung hin Kenner seiner Persönlichkeit unbedingt annahmen, er müsse irrsinnig geworden sein....!"

*** Fanatiker der Wahrheitsliebe.** Zwei Bekannte, die sich nach längerer Zeit wiedersehen, erzählen einander von ihren Erlebnissen. „Im vorigen Herbst", so beginnt der eine, „war ich vom Grafen Treffenborn-Keulenschwungk zur Jagd eingeladen. Ich hatte Glück. Ich schoß 999 Hasen." „Warum sagen Sie nicht tausend?" fragt der andere. „Weil ich niemals lüge." „Das ist schön von Ihnen", antwortet der andere; „Ihre Geschichte ist gewiß merkwürdig, aber mir ist etwas noch Seltsameres passiert. Ich fuhr im letzten Sommer von Bremerhaven nach Helgoland. Nun stellen Sie sich vor: Während der ganzen Zeit schwamm ein Mann hinter uns her und kam gleichzeitig mit dem Schiff auf der Insel an." Der erste drückt dem zweiten gerührt die Hand und sagt: „Ich danke Ihnen. Mir ging es damals nicht gut, und ich wollte das Fahrgeld sparen. So oft ich bisher diese Geschichte erzählt habe, hat man sie mir nicht geglaubt. Von jetzt ab werde ich mich auf Sie berufen."

Kleine Rundschau-Ecke



*** Sehr richtig!** In Frankreich wurden auf dem Übungsplatze La Courtine Versuchssprengungen vorgenommen, deren Schall in Süddeutschland, in Kissingen, München usw. hörbar war. In Paris hörte man nichts; es lag in der Zone des Schweigens. — „Des Schweigens!" rief Poincaré, dies vernehmend aus. „Nanu! Zu meiner Zeit kann das jedenfalls nicht gewesen sein."

*** Pedantisch.** „Ich möchte Entenbraten, aber ohne Schoten", bestellte der Gast. — „Tut mir leid," erwiderte der Ober, „aber Sie können ihn nicht ohne Schoten haben. Heute haben wir keine Schoten, sondern nur Spinat und Schnittbohnen. Wollen Sie also den Entenbraten ohne Spinat oder ohne Schnittbohnen haben?"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.